Ideale.

Von Gustav Kleinert.

Nachdruck verboten.

Martha Sonnebern war die zweite von fünf Töchtern des Arztes Doctor Sonnebern. Ihr Vater war gerade wohlhabend genug, um ihr nach unseren heutigen Begriffen eine vorzügliche Erziehung zu geben, vielleicht auch eine gediegene Aussteuer; was man so Vermögen nennt, hatte sie nicht. Sie konnte, wenn es sein mußte, sich auch auf französisch und englisch verständlich machen; sie spielte, ohne daß man daran hätte Wesentliches aussetzen können, Compositionen von Chopin und Rubinstein; sie malte Stillleben und Landschaften, bei denen man nicht auf den ersten Blick Mängel in Zeichnung und Farbengebung bemerkte; sie konnte sich in der Gesellschaft de omnibus rebus et quibusdam aliis unterhalten; tanzte sehr gut und sollte, wie man allgemein behauptete, auch in der Küche, wenn es sich nicht gerade um schwierigere Probleme handelte, so ziemlich fertig werden können. Die Ansichten, ob Martha eigentlich hübsch sei, gingen auseinander. Die einen fanden sie zu schlank, die andern meinten, daß ihre Figur zu ihrem niedlichen, wenn auch etwas blassem Gesicht ganz gut passe. Ihre Freundinnen hielten ihre Augen für zu groß; indessen kann ein Mädchen eigentlich gar nicht zu große Augen haben, und dann haben auch die Freundinnen darüber am allerwenigsten ein richtiges Urtheil. Die meisten Herren fanden diese großen Augen daher auch „nicht übel", aber ein wenig „modest". Trotzdem war Martha vom 18. bis zum 21. Jahre sehr beliebt und brauchte auf Bällen um Tänzer nicht verlegen zu sein. Das will jedoch nicht viel sagen. Was aber bei weitem mehr zu ihren Gunsten spricht: drei junge Männer in höchst achtbaren Lebensstellungen hatten sich bereits um ihre Hand beworben; und was in den Augen der Herrenwelt weniger zu ihren Gunsten spricht, sie hatte alle drei Partien ohne ersichtlichen Grund abgelehnt. Darüber, daß sie auch einem jungen hoffnungsvollen Mediciner einen Korb gegeben, war ihr Vater geradezu bestürzt geworden, denn eine vortheilhaftere Partie würde sie, ihr Vater hatte ihr das wohl hundert Mal vorgestellt, überhaupt wohl nicht wieder machen können. So war Martha, wie gesagt, einundzwanzig Jahre alt geworden und hatte die Heirathscandidaten der Stadt durch ihr Verhalten entschieden stutzig gemacht: Es hatte keiner Lust sich den vierten Korb zu holen.

Ob nun in Folge ihrer musikalischen oder ihrer künstlerischen Veranlagung, ob in Folge ihrer gesammten geistigen Richtung, Martha hatte sich, obwohl sie doch kein Vermögen besaß und daher auch keine ausnahmsweisen Ansprüche machen konnte, von dem Manne ihrer Wahl ein ganz bestimmtes Bild gemacht; und wenn sie dieses sogenannte Ideal nicht wenigstens annähernd in der Wirklichkeit antreffe, so wollte sie ledig bleiben und nach ihres Vaters Tode auf irgend eine Weise für sich selbst sorgen. Derartige überspannte Ideen, wie so etwas von praktischen Müttern genannt wird, haben übrigens viele junge Mädchen so vom 17.—19. Jahre. Und warum denn auch nicht? Sie sehen das Leben noch im rosenrothen Lichte vor sich, haben eine ganze Reihe von Romanen gelesen, wo nicht nur von solchen Idealen die Rede ist, sondern die sich auch stets — im Roman selbstverständlich — zur rechten Zeit persönlich einfinden. Nach dem 19. Jahre können die jungen Mädchen ja immer noch früh genug in ihren Anforderungen weniger anspruchsvoll werden. Und das thun sie denn meistens auch vom 21. Jahre ab, werden recht glücklich mit einem Manne, der auch nicht die Spur von einem idealen Romanhelden an sich hat, und lachen später selbst, wenn das Aelteste so fünf, sechs Jahre alt ist, über die komische Idee, sich in der Phantasie das Bild eines Gatten mit allen nur denkbaren Eigenschaften auszumalen und dann irgendwo in der Wirklichkeit antreffen zu wollen.

So lange es sich nun um ganz phantastische überspannte Ideale handelt, geben die jungen Mädchen dieselben auch eben so schnell auf, wie sie sich dieselben in ihren Köpfchen ausgedacht haben; bei Martha indessen hatte das Ideal, das sie sich von dem Manne machte, dem sie ihre Hand reichen wollte, ganz bestimmte concrete Formen angenommen, ja sie hatte es sogar schon in verschiedenen Exemplaren gesehen; und so war ihr Entschluß, nicht nur eine gute Partie zu machen, sondern auch so ganz in ihrem Sinne glücklich zu werden, nicht so leicht zu erschüttern. Sie schwärmte nämlich für stattliche, imposante, auffallende männliche Erscheinungen, wie sie dieselben bei den Kürassieren bewundert hatte, die in dem Orte in Garnison lagen, wo sie in Pension gewesen. Sie hatte schon damals für diese Recken eine ganz närrische Vorliebe gehabt, und diese Schwärmerei steigerte sich noch, als ihre zierliche Person von den stattlichen Kriegern vollständig übersehen wurde. Als ihr dort eines Nachmittags zwei Officiere begegneten, denen sie schon früher ihre naive Bewunderung offenkundig gezeigt hatte, hörte sie, wie der eine sagte: „Das dumme Ding da, die kannst du ja in deine Säbelscheide stecken." Das hatte sie tief gekränkt, aber auch gleichzeitig den Entschluß bei ihr wach gerufen, keinen Mann zu heirathen, der ihr nicht imponirte, an dem sie nicht in Liebe „heraufsehen" könne. Unglücklicherweise waren nun jene drei Bewerber, die sie so kalt und stolz abgewiesen, in Bezug auf Größe, Schulterbreite, martialischen Schnurrbart und dergleichen schwere Cavallerieeigenschaften gerade das Gegentheil von der Vorstellung, die sie sich von dem Manne ihrer Wahl gebildet hatte. Daß sie bei ihrer zierlichen Figur, ihrem kleinen blassen gelockten Gesichtchen mit den großen braunen Augen auf Männer, die mit den allen Germanen wetteifern konnten, wahrscheinlich nie einen nachhaltigen Eindruck machen würde, darüber dachte sie nicht noch oder wollte sie nicht nachdenken. Sie war eben innerlich überzeugt — das sind alle Frauen, so lange sie keine zu schroffe gegentheilige Erfahrungen machen — daß sie Eigenschaften genug besäße, um den Mann, der ihr gefiel, auch zu fesseln und für sich zu gewinnen, denn die Liebe, das steht schon in der Schrift, vermag alles.

* * *

Es mochte ein Jahr her sein, seitdem sie den armen kleinen Mediciner so schnöde abgewiesen, da kam ihr eines Tages auf der Straße ein junger Mann entgegen, der ihr schon von weitem durch seine Figur auffiel. Und als sie aneinander vorbeigingen, hatte sie ihm mit ihren Augen derartig ihr Wohlgefallen an ihm zu erkennen gegeben, daß der Unbekannte darüber ganz stutzig wurde und sich verschiedentlich nach ihr umsah. Das hätte sie natürlich nicht bemerken können, wenn sie selbst nicht auch nach ihm umgeschaut hätte. Martha kam in ganz aufgeregter Stimmung nach Hause. Wer mochte der Herr sein? Er konnte noch nicht lange in der Stadt sein, sonst wäre er ihr gewiß aufgefallen. Und noch ihr umgeschaut hatte er sich sogar. Daß sie ihn dazu durch ihr auffälliges Benehmen veranlaßt, fiel ihr nicht ein. Acht Tage lang hatte sie ihre sämmtlichen Mußestunden dazu benutzt, den schönen Unbekannten noch einmal zu begegnen. Vergebens. Also war es wohl nur ein Fremder gewesen, der vielleicht längst wieder abgereist war. Und sie hätte sich so gern noch einmal an seiner verführerischen Erscheinung geweidet, gegen die sämmtliche Herren ihrer Heimathstadt so traurige Figuren machten. Noch weitere acht Tage schwelgte sie in Erinnerung an den „herrlichen Fremdling", der jetzt in ihrer Phantasie eine noch viel verführerische Gestalt annahm. In schmachtend-melancholischer Stimmung, wie sie bei zweiundzwanzigjährigen Mädchen, die von ihrem Zukünftigen träumen, nicht selten ist, blickte sie eines Tages durch das Fenster auf die Straße hinab. Da, sie konnte sich nicht täuschen, einen solchen Mann vergißt man ja nie wieder, da kam er lebhaftig die Straße hinab. Sie war ganz starr vor Freude, und, war es Wirklichkeit oder war sie im Fieber, sein Blick streifte die ganze Fensterreihe ihres Hauses, nun traf er sie und — grüßte. Verwirrt, entzückt, selig, ihrer selbst nicht mächtig, riß sie das Fenster auf und sah ihm noch. Oh, siehe da, wie galant wie lieb: Er wandte sich um und grüßte noch einmal von weitem. Dann verschwand er in einer Seitenstraße.

* * *

Paul Held, der es der schlanken Martha auf den ersten Blick angethan, lag in seiner Wohnung auf dem Sopha. Weiß der Kukuk, sagte er zu sich selbst, was diese möblirten Zimmer für eine erbärmliche Einrichtung sind. Auf diesem winzigen Sopha hier wo soll man da mit seinen Beinen bleiben. Setzt man sich auf so'n Ding von Stuhl da kracht das in allen Fugen; den Schädel rennt man sich an der Decke ein und das Bett da mag für eine Katze ein ganz gemüthlicher, angenehmer Aufenthaltsort sein, für mich stimmt das alles hier nicht. Wenn ich mich mal verheirathen sollte, da könnte ich solche Sächelchen wahrhaftig nicht gebrauchen. Und ein solch niedliches Ding wie das kleine Mädchen, das ich da heute Nachmittag am Fenster wiedergesehen und der ich gar sehr zu gefallen scheine, auch nicht. Was die Kleine wieder für Augen machte, als sie mich sah! Also eine Eroberung. Habe sonst bisher noch wenig Furore bei den Damen gemacht, muß ich sagen; die gehen meistens auf die Seite, als wenn ihnen ein schweres Fuhrwerk begegnete. Und die Kleine reißt das Fenster auf und staunt hinter mir her. Das muß ja ein närrisches Ding sein. So, also die Tochter von dem Sanitätsrath Wonnebern oder Sonnebern, wie mir mein College sagte; sehr feine Familie und sehr feine Bildung, merkwürdig. Malen soll sie auch noch, na, die würde Augen machen, wenn sie mein Verständniß für derartige höhere Bildung kennen lernte.

Das Zeugniß muß man nach diesem Selbstgespräch dem langen Paul Held geben, von sich selbst übermäßig eingenommen war er nicht. Und er hatte gar nicht einmal nöthig für seine Verhältnisse so bescheiden zu sein. Er war jetzt Ingenieur in den großen Stahlwerken, verdiente achthundert Thaler und konnte es noch einmal viel weiter bringen, obwohl er nur so mit Ach und Krach das Einjährige bestanden, während seine damaligen Schulkameraden, die viel geschickter waren als er, und vier Jahre studirt hatten, nur mit Mühe unterkommen konnten.

Darüber brauchen wir uns indessen auch nicht zu wundern, Paul war eben ein durch und durch praktischer Kopf, der auf der Schule gar nicht einsehen konnte, was man eigentlich mit den vielen lateinischen und französischen Vocabeln anfangen sollte, und dem es auch ganz gleichgiltig war, ob die Schlacht bei Salamis 480 oder 580 von Miltiades oder Themistokles, oder wie der alte Grieche sonst heißen mochte, gewonnen wurde. Daß man richtig deutsch können müsse, sei ja ganz in der Ordnung, aber wozu es diene, in einem Aufsatze lang und breit nachzuweisen, daß Wallenstein an dem Kaiser in Wien Verrath begangen, das wollte ihm nicht in den Kopf. Was ging ihn Wallenstein an. Wenn der den Kaiser verrathen hatte, so war er ja auch dafür in irgend einem böhmischen Neste massacrirt worden, und damit war die Sache erledigt. So nach zweihundert Jahren noch lange Aufsätze in der Schule darüber zu schreiben, das sei einfach lächerlich. Da lobe er sich denn doch die Mathematik, da könne man doch etwas mit anfangen, und da sehe man doch auch Resultate. Diesen seinen brillanten Leistungen in der Mathematik hatte er es denn auch allein zu verdanken, daß die Lehrer ein Auge zudrückten und ihm das Einjährige gaben. Und es wäre ewig schade gewesen, wenn sie dieses Auge nicht zugedrückt hätten, denn auf diese Weise konnte er auf einem Technikum sich nach seiner besonderen Richtung hin weiter ausbilden, um dann in die Praxis zu treten. Hier sahen seine Vorgesetzten bald, daß sie an ihm einen Mann hatten, der zu gebrauchen war. Und wenn der technische Herr Director, der fünf Jahre die polytechnische Hochschule besucht und zwei grundschwere Examen bestanden hatte, über irgend einen maschinellen Uebelstand in Verlegenheit gerieth und gar nicht mehr wußte, was da zu thun sei, so übersah Paul den Fall mit einem Blick und gab die nöthigen Anordnungen. Und wenn die Arbeiter mal sagten: das geht so nicht, so bewies ihnen Paul sofort durch die That, daß es doch so ging. In Folge dessen hatte er sich schon mit seinem 21. Jahre so viel Geld erspart, daß er in Berlin bei der Garde-Artillerie dienen konnte. Hierauf war er bei den Stahlwerken eingetreten.

* * *

Als Paul wieder einmal zur bestimmten Zeit die breite Straße hinab kam, war Martha gerade in Begriff auszugehen. Beflügelten Fußes eilte sie die Treppe hinab und bemerkte, wie er wieder in dieselbe Seitenstraße einbog. Mit klopfendem Herzen schritt sie hinterher, verfolgte ihn und sah, wie er in dem Thore des Stahlwerkes verschwand. Die Tochter des Buchhalters auf dem Werke war ihr bekannt, die konnte ihr vielleicht über den auffallenden jungen Mann Auskunft geben. Und so erfuhr sie denn auch wirklich seinen Namen, daß er seit einigen Wochen am Orte sei und hier als Ingenieur angestellt.

Am andern Tage zur selben Zeit stand Martha vor dem Schaufenster einer Buchhandlung an der breiten Straße. Paul mußte dort vorüber, wenn er zum Werk ging. Bald kam er denn auch herangeschritten. Das Herz schlug ihr bis an den Hals, als er sich dem Schaufenster näherte. Jetzt blieb er auch stehen. Sie wagte nicht aufzublicken. Er stand dicht neben ihr. In dem Schaufenster lag eine große Photographie des Bildes „In Liebe" von Markus Stone: Auf der Gartenbank in einer offenen Laube sitzt ein schlankes flottes Mädchen, den Blick halb auf eine Handarbeit gerichtet. Ihr gegenüber, durch den Tisch von ihr getrennt, sitzt ein auffallend hübscher, jugendlich kräftiger Mann mit Jockmütze und kurzem Reitkieselein. Die beiden schmollen, besonders aber das schöne Mädchen. Aber sie lieben sich doch. Die schmollend-verliebte Stimmung ist sehr fein auf dem allerliebsten Bilde zum Ausdruck gebracht. Man bleibt unwillkürlich stehen, wenn man das Bild zum ersten Male sieht.

„Wie gefällt Ihnen das Bild, Fräulein Sonnebern?"

Sie fuhr zusammen, erröthete und antwortete verlegen: „Das . . . wollte ich Sie auch gerade fragen Herr . . . . Held."

„Ah, da brauche ich mich also nicht vorzustellen."

„Nein, ich . . . kenne Ihren Namen seit gestern."

Pause.

„Was gefällt Ihnen denn besonders an dem Bilde?" nahm sie die Unterhaltung wieder auf.

„Mir, oh, ich weiß nicht; das Mädchen dort, finde ich, sieht Ihnen ähnlich, mein Fräulein."

„Sie meinen, daß ich auch Talent zum Schmollen habe?"

„Oh nein, ich meine nur so die Figur, indessen . . . . ."

„Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Held. Solche Mädchen giebt es in Wirklichkeit gar viele."

„Ebensowenig wie solch einen hübschen jungen Mann wie der dort."

„Ich finde ihn nicht sonderlich hübsch."

Sie wagte es, das Auge zu ihm aufzuschlagen, aber nur für einen Augenblick.

„Sie machen jetzt Ihren Spaziergang, Fräulein Sonnebern?"

„Ich wollte in die Anlagen."

„Da könnten wir ja bis zum Stahlwerk zusammen gehen."

„Oh ja, aber . . . ."

Sie gingen langsam neben einander zusammen — ans Stahlwerk vorbei in die städtischen Anlagen.

* * *

Paul lag wieder auf dem unglücklichen Sopha, das in allen Fugen krachte. Er war erst um vier Uhr zum Werk gekommen, denn Fräulein Martha hatte sich zwei Stunden mit ihm unterhalten. „Mit ihm" ist eigentlich nicht ganz correct, sie hatte ihn unterhalten. Denn was hätte er auch zu allem dem sagen sollen. Er kannte Brahms, Böcklin, Gade, Pilotz, die Symphonien, Rhapsodien, Meerfungfrauen, Centauren und was sie ihm Alles erzählt hatte, kaum dem Namen nach. Er war sich dabei unheimlich dumm vorgekommen; und wenn er so seine Ignoranz in allen diesen hübschen Dingen eingestehen mußte, da hätte er lieber auf dem Schwungrad der großen Maschine gesessen, als neben dem interessanten blonden Mädchen da auf der Verschönerungsbank. Und trotzdem, sie hatte ihm gewaltig imponirt, dieses niedliche schlanke Geschöpfchen; nur mußte er sich immer wieder wundern, daß sie es volle zwei Stunden bei einem so langweiligen Menschen wie ihm ausgehalten. Noch größer war aber seine Verwunderung, als sie ihn beim Abschiede gefragt, ob er morgen wieder ein halbes Stündchen — die zwei geschlagenen Stunden hatte sie ein halbes Stündchen genannt — in den Anlagen spazieren ginge. Da er aber mit einem gewissen Schrecken an die Pilotz'schen Symphonien und dergleichen dachte, so hatte er geantwortet, daß er leider von zwei bis sechs Dienst habe, obwohl er gar nicht einmal so sehr gebunden war. „Das macht nichts," hatte sie darauf gesagt, indem sie ihn eigenthümlich mit ihren großen neugierigen Augen angesehen, „da könnten wir uns ja ein Viertel sieben am Pulverhäuschen wiedersehen, vor dem wir heute Nachmittag gesessen." Wie kam nur das kluge, vornehme Mädchen dazu, ihn so entgegenkommend zu behandeln? Sie mußte ein ganz sonderbares Interesse an ihm nehmen, denn es gab doch gewiß verschiedene Herren in der Stadt, mit denen sie sich besser über Farbentöne, Klangmalereien, Colorismen und Coloraturen unterhalten konnte. Das schmeichelte ihm natürlich sehr, wenn es von dem jungen Mädchen auch etwas, wie sollte er sagen, ungenirt und ehrsam-spießbürgerlichen Verhältnissen nicht gerade angemessen war. Die Sache wurde pikant, aber trotzdem hatte er jetzt schon eine Heidenangst vor dem Pulverhäuschen, obwohl, wie sie ihm scherzend versichert hatte, daß schon seit langen Jahren kein Pulver mehr darin aufbewahrt werde.

Paul hatte sich bisher nur herzlich wenig um das Ewig-Weibliche gekümmert, er hatte noch nicht einmal eine erste Liebe gehabt; er war daher um so empfänglicher für die sinnige Aufmunterung, welche ihm dieses gewandte, artige kleine Mädchen entgegenbrachte. Und er war doch so unschuldig bei der ganzen Geschichte. Warum sollte er sich für das Mädchen, das ihn aus unbekannten Gründen so augenscheinlich begünstigte und sein blödes, thörichtes Benehmen „so nett fand", nicht ein wenig erwärmen. Sie würde ihn schon wieder in Gnaden entlassen, wenn sie seiner überdrüssig werde. Und das könne ja nicht ausbleiben. Er selber aber werde schon nicht an unglücklicher Liebe sterben, dazu habe er recht wenig Talent.

Als er am folgenden Nachmittag kurz nach sechs am Pulverhäuschen anlangte, fand er Martha schon auf der Bank sitzen. Sie ging ihm lebhaft und freudig erregt entgegen und reichte ihm die Hand, als wenn sie sich schon seit Wochen gekannt hätten.

„Sie haben also doch Wort gehalten, Herr Held; ich dachte schon . . . ."

„Ja, aber wie sollte ich denn nicht. Das verstehe ich nicht."

„O, ich habe Sie doch gewiß gestern recht gelangweilt mit meiner thörichten Vorliebe für Musik, Malerei und dergleichen Dingen, die Ihnen fern liegen und auch fern liegen müssen."

„Im Gegentheil, Fräulein . . . Martha. Erlauben Sie, daß ich Sie so nenne?"

Sie nickte ihm bereitwillig zu.

„Das alles muß doch jeden interessiren, wenn Sie darüber sprechen," fuhr er fort.

„Sie Schmeichler! Nun sehen Sie mal ehrlich, Sie denken gewiß nicht gut von mir, daß ich mit Ihnen hier so zwanglos zusammen komme; denn das schickt sich eigentlich nicht für ein junges Mädchen."

„Sie brauchen sich vor Niemandem zu fürchten und verstehen sich schon Respect zu verschaffen."

„Sie glauben, ich brauchte mich auch vor Ihnen nicht zu fürchten? Ich reiche Ihnen doch noch lange nicht bis zur Schulter."

Sie legte ganz unwillkürlich und ohne jede Absicht einen Augenblick ihr Köpfchen an seine Schulter.

„Sie haben ganz Recht, Fräulein Martha, es ist recht fatal, wenn man sich so durch seine ungewöhnliche Körpergröße von den meisten Menschenkindern unterscheidet."

„O nein, das wollte ich nicht sagen; ach, gerade . . . Sie sind mir böse?"

„Was wollten Sie sagen? gerade . . ."

„Nein, nein, das kann ich Ihnen nicht sagen."

Sie sah ihn schelmisch an und wurde roth.

„Warum können Sie das denn nicht?"

„Weil Sie sich . . . darauf zu viel einbilden könnten."

„Ich bin nicht eitel; habe wenigstens bis jetzt keine Veranlassung dazu gehabt. Also, Sie wollten sagen, gerade meine auffallende Figur hat Ihnen . . . gefallen?"

„Ich hätte es Ihnen gewiß nicht verrathen; aber Sie dürfen mich nicht mißverstehen und nicht . . ."

„Sie sind so gut zu mir, Martha, das ist mir etwas Neues."

„Ah! Sie wollen mir doch nicht etwa weis machen, daß Sie sich bisher noch niemals . . . für . . . niemals für ein Mädchen interessirt haben?"

„Noch niemals; das heißt, gestern Nachmittag zum ersten Male."

„Ach Sie! So etwas dürfen Sie mir nicht sagen, wenn Sie das nur so aus Galanterie thun."

„Galanterie? Ich galant? Du lieber Himmel, wie sollte ich es anfangen, den Galanten zu spielen!"

„Nein, ich glaube es Ihnen. Sie sind nicht galant. Und das ist gut. Denn ich kann sie nicht leiden, die aalglatten, eleganten und galanten Leute."

Wenn er jetzt gefragt hätte: Können Sie mich denn leiden, liebe Martha, so würde sie ihm leise und zärtlich ein Ja zugeflüstert haben, er hätte sie an seine Brust gezogen, sie hätte ihre Arme sehnsuchtsvoll um seinen Hals geschlungen und ihn geküßt mit innig-sinnlicher Gluth.

Aber er hatte nicht den Muth dazu. Es war nicht allein Scheu und Blödigkeit; in seine aufkeimende Liebe zu diesem zarten Mädchen mischte sich eine sonderbare Furcht, für die er keine Erklärung hatte, die ihn aber mächtig gefangen hielt.

Es trat eine lange beklemmende, fast peinliche Pause ein.

Stumm gingen sie nebeneinander der Stadt zu. Auch sie war verstimmt, mit sich selbst unzufrieden, ärgerlich. Ach, wenn er sie nur ein ganz klein wenig liebte, dann war sie ja schon zufrieden. Aber so kalt, förmlich und reservirt wie er war, das kränkte sie. Diesen Mann, den ein glücklicher Zufall ihr entgegen geführt, sie wollte ihn nicht wieder verlieren. Er begleitete sie bis zu ihrer Wohnung. Da faßte sie sich ein Herz und fragte zaghaft:

„Wollen Sie nicht mit hinaufkommen, mein Papa würde sich sehr freuen, Sie kennen zu lernen. Ach, bitte, kommen Sie mit."

Das klang so weich und einschmeichelnd, so unwiderstehlich. Willenlos folgte er ihr. Ihr Papa war abgerufen worden; die Haushälterin — ihre Mutter war schon vor Jahren gestorben — hatte in der Küche zu thun, ihre jüngeren Geschwister beschäftigten sich im Wohnzimmer, die beiden waren also allein im Salon. Sie öffnete den Flügel und spielte das Ave Maria. Er stand entzückt hinter ihr.

„Das gefällt Ihnen nicht, es ist zu schwermüthig. Soll ich die „Aufforderung zum Tanz" spielen?"

Paul glaubte das alles nur zu träumen; ganz berauscht gab er sich dem Zauber dieser wonnigen Augenblicke hin. Ihre Augen leuchteten, ein zartes Roth lag auf ihrem niedlichen Gesichtchen. Ein leichtes Zittern durchlief ihre schlanke Gestalt, wenn sie fühlte, daß seine Augen bewundernd an ihr hingen. — Ach, da öffnete sich die Thür, jetzt schon, warum schon jetzt. Ihr Papa trat ins Zimmer. Martha stellte ihn vor, er wurde zum Essen geladen und unterhielt sich vortrefflich mit dem Sanitätsrath. Man sprach sehr bald von den neuen großartigen Maschinen in den Stahlwerken und von den neuesten Erfindungen auf industriellem Gebiete überhaupt. Paul vergaß daher vollständig das Ave Maria und die arme Martha und diese hatte beim Abschiede an der Hausthüre kaum Gelegenheit ihm zuzuflüstern, ob er nicht morgen Nachmittag um sechs eben bei ihnen vorsprechen würde. — Am andern Nachmittage war das verliebte Mädchen in fieberhafter Aufregung. Sie konnte die Zeit gar nicht erwarten, wenn er kommen würde. Sie versuchte zu spielen, die Zeit wollte nicht vergehen. Sie arbeitete an einem kleinen Aquarell, es wollte ihr nichts gelingen; sie schlug ein Buch auf, aber sie kam nicht über die ersten Seiten hinaus.

Ob er sich wohl heute erklären würde? Oh, aber diesen großen, starken, blöden Mann, der nicht einmal den Muth hatte, diesem kleinen artigen Mädchen zu sagen: Ich habe dich lieb, Martha, willst du meine Frau werden. Und sie hatte es ihm doch nicht sehr schwer gemacht. Er hätte ja gar nichts zu sagen brauchen. Wenn er sie an seine Brust gezogen, sie hätte auch diese stumme, süße Sprache verstanden.

Erst halb sechs. Also noch eine lange, lange halbe Stunde. Da klopft es an der Thür. Sie fährt ängstlich in die Höhe, ein furchtsames Herein und Paul stand vor ihr.

„Sie kommen schon jetzt, oh, das ist lieb von Ihnen. Sie können sich nicht denken, wie ich mich bisher gelangweilt habe."

Und sie tändelten und lachten; sie spielte, sie zeigte ihm ihre Bilder; eine ganze Stunde war schon verstrichen; ihr Papa konnte jeden Augenblick kommen. Sie war in verzweifelter Stimmung und warf sich mit einem Male auf das Sopha und schluchzte.

Paul stand erst ganz verblüfft da, dann näherte er sich dem lieben weinenden Mädchen:

„Mein Gott, warum weinen Sie denn mit einem Male, liebe Martha? Warum weinen Sie, süßes Mädchen?"

„Ach, ich bin so unglücklich, so namenlos unglücklich!"

„Unglücklich? Warum sind Sie unglücklich, Martha?"

Er war ganz nahe an sie herangetreten, beugte sich zu ihr und legte seine Hand leicht auf ihre Schulter.

Sie zitterte und war ganz außer sich:

„Weil . . . weil Sie . . . so kalt gegen mich sind."

„Kalt? Ich kalt? Ja, was soll ich denn thun?"

Sie fuhr in die Höhe, schlang beide Arme um ihn, legte ihr Köpfchen an seine Brust und flüsterte in höchster Erregung:

„Küssen sollst Du mich, Paul; ach nur einmal!"

„Du könntest also meine Frau werden, Martha, wirklich Du wolltest?"

Er hauchte einen Kuß auf ihre Stirn, bog ihr glühendes Köpfchen zurück und sah ihr lange ins Auge.

„Gemein, Du böser Mann; das hast Du nicht schon längst gewußt? Du liebst mich also auch ein wenig?"

„Wenn ich darf, o ja!"

Jetzt folgte eine stürmische Scene überschwänglicher Glückseligkeit. Sie bedeckte mit heißen Küssen seinen Mund und seine Augen, sank vor ihm auf die Knie und weinte vor Wonne. Er hob sie wie ein Kind in seine Arme und trug sie durch das Zimmer.

Die Thür öffnete sich und der Papa wunderte sich nicht wenig über diese eigenartige Verlobungsscene.

* * *

Als Martha ihrem Paul den ersten Jungen schenkte, war er — das heißt, nicht der kleine Junge sondern der große Paul — schon längst unter dem Pantoffel. Das war übrigens eine eiserne Consequenz der Thatsachen, gegen welche der gute Paul machtlos war; Martha hatte in ihrem Liebesleben die führende, active Rolle gespielt, sie ergriff sie auch in ihrem Ehestande. Das ist so selbstverständlich, daß es für die Leserinnen ganz überflüssig war, noch besonders vermerkt zu werden, für manchen Leser am Ende auch, der dies Problem aus Erfahrung kennt. Und für die übrigen wollen wir noch hinzufügen, daß Paul sich sehr wohl dabei fühlte. Nicht nur unter dem Krummstab, sondern auch unter dem Pantoffel ist gut wohnen, das heißt unter dem Pantoffel einer Frau, die ihren Mann nur aus Liebe erwählt. Die Bekannten des jungen Paares hatten zuweilen ihre heimliche Freude darüber, wie der große Paul der kleinen Martha unterthan war. Der würde sich keinen neuen Sammetkragen auf seinen alten Ueberzieher machen lassen, ohne erst die Genehmigung seiner Frau einzuholen, sagten die Leute spöttisch. Aber die Leute mögen reden was sie wollen, Paul war dabei glücklich und seine Frau auch, denn die Liebe der kleinen Martha zu ihrem Manne zog immer neue Nahrung aus einem angenehmen Grad von Eifersucht, die sie so im Stillen hegte: denn sie glaubte, daß alle Frauen ihren Paul mit denselben verliebten Augen anblähen wie sie. Diese Liebe, zärtliche Eifersucht seiner Frau war Pauls größter Stolz und die Revanche für den kleinen Pantoffel, unter welchem er — um uns recht schonend auszudrücken — zitterte.

Militairisches.

* Berlin, 14. Februar. Der Reichskanzler Fürst von Bismarck empfing gestern um 1 Uhr den Commandeur des Garde-Jäger-Bataillons, Major Graf von der Goltz, und den Hauptmann von Reutzell in genanntem Bataillon, welche die Ehre hatten, die von Letzterem verfaßte Geschichte des Garde-Jäger-Bataillons Sr. Durchlaucht zu überreichen. Der Fürst hielt die Herren fast eine Stunde lang bei sich, die Gelegenheit benutzend, die Erinnerung an die in den Reihen des Bataillons verlebte Zeit aufzufrischen, und mehrere Persönlichkeiten aus jenen Tagen und mancher Erlebnisse zu gedenken.

* Ein Rundschreiben des französischen Kriegsministers an die Corpscommandanten enthält nachstehende Bestimmungen, welche der Verbreitung der in Deutschland mit dem Namen „Influenza" belegten, in den Schreiben mit „la grippe", also einem guten deutschen Ausdrucke bezeichneten Krankheit entgegenwirken sollen: Die Dauer der Uebungen im freien Lust soll so sehr beschränkt werden als mit Rücksicht auf die Zwecke der Ausbildung irgend vereinbar ist; während derselben sind die Mannschaften möglichst in Bewegung zu halten; es darf jedoch nicht außer Acht gelassen werden, daß ein verständiges Trainiren ein gutes Vorbeugungsmittel gegen die Krankheit ist. Womöglich sollen die Uebungen in gedeckten und geschlossenen Räumlichkeiten vorgenommen werden. Wenn die Krankheit in einem Truppentheile um sich greift, so darf der commandirende General die Ausgabe von Thee und Zucker (3 g beim 10 g für den Mann und den Tag) anordnen; das Getränk wird Morgens und Nachmittags zwischen den Mahlzeiten verabreicht. Für die Leichtkranken werden in den Casernen besondere Räumlichkeiten eingerichtet, welche gehörig zu erwärmen sind, da die Kälte der Krankheit Vorschub leistet. Aus diesem Grunde ist besonders darauf zu sehen, daß Erkrankte bei ihrer Ueberführung in das Lazareth vor Erkältung geschützt werden. Erkrankungen der Athmungswerkzeuge und von Mannschaften von schwächlicher Leibesbeschaffenheit ist vornehmlich Aufmerksamkeit zu schenken. Soweit der Dienst es erlaubt, sind Beurlaubungen, namentlich weniger starker Leute, vorzunehmen.

* Die Infanteriedivisionen, welche die Besatzung von Paris bilden, wurden bisher nach Verlauf von drei Jahren abgelöst; ein Erlaß des Kriegsministers vom 24. December 1889, welchen der Militair-Gouverneur General Saussier zur Kenntniß bringt, verfügt, daß der Wechsel in Zukunft nach zweijährigem Aufenthalte in der